

Apfelkiste und Wellblech

Eine Fußnote zur dörflichen Architekturgeschichte

Von Thomas Keilhack ✓

Das Geroldsecker Land ist reich an ehrwürdigen Baudenkmalern, von deren Baumeistern wir nicht immer eine gesicherte Nachricht besitzen. Von den mittelalterlichen Architekten wissen wir, dass sie ihre Arbeit an den Kirchen unserer Heimat in Demut vor Gott verrichtet haben; diesen Bauleuten war der Gedanke fremd, sich mit ihrem *opus* ein Denkmal setzen zu wollen. Fremd war ihnen auch der Gedanke, hinter einer blendenden Fassade schlechte Arbeit zu verrichten – Gott sieht in jeden Winkel! Auch die Architekten der Barockzeit, deren Berufsauffassung schon an den modernen Architekten erinnert, waren tiefgläubige Menschen; wenn sie für die Ausschmückung einer Barockkirche zu den gewagten Tricks eines Theaterdekorateurs greifen mussten – omnia ad majorem Dei gloria! Als Generalunternehmer hatten sie stets den drohenden Ruin vor Augen, und viele Baumeister sind völlig verarmt im Elend gestorben. In der vorhergehenden Ausgabe des „Geroldsecker Landes“ (Nr. 54, S. 151 ff.) ist bereits über jene dörfliche, liebenswerte Fest-Architektur geschrieben worden, durch deren Ausführung niemand in den Bankrott getrieben wurde, eben weil sie als Gemeinschaftsarbeit von vielen anonymen Helfern mit persönlichem Einsatz und wenig Geld, aber mit viel Phantasie und Liebe errichtet wurde (und vielleicht auch manchmal mit demutsvoller Einsicht in die eigenen Fähigkeiten). An dieser Stelle soll nun von einer weiteren Architektur des dörflichen Lebenswelt berichtet werden, die ebenfalls von kurzen Lebensdauer war, aber immer wieder zu allen Jahreszeiten wunderbarerweise aus ihren Ruinen auferstand, und so geschieht es bis heute: die Bauwerke der Kinder.

Im Spieltrieb der Kinder ist die Neigung zu beobachten, sich gerne zu verkriechen, sich zu verstecken, jeden Schlupfwinkel und jedes Erdloch auskundschaften zu wollen. (Kinderpsychologen schreiben gerne über dieses Verhalten). Wir Kinder verfügten in unserem Dorf über ein ganzes System solcher Verstecke, wo wir den Blicken der Erwachsenen und ihren Zumutungen entzogen waren. Da gab es im häuslichen Umfeld Schopf und Scheune, in denen sich das für uns nützliche Gerümpel vergangener Generationen stapelte; allerdings

waren diese Orte noch gefährlich nahe am elterlichen Kontrollbereich. Ein Stock tiefer gab es Keller und Gänge, die sich für andere Abenteuer eigneten und für gewisse Gruseffekte sorgten.

Die diversen Dachböden der umliegenden Häuser waren von uns Kindern sehr gesuchte Plätze; allerdings waren sie nicht immer zugänglich: wir Kinder mussten uns zuvor durch gut bewachte Treppenhäuser und Flure schleichen. Unser erstes Generalquartier wurde in der Nachbarschaft einer der kleinen ehemaligen Schweineställe, wie sie damals noch hinter vielen Häusern des Dorfes zu finden waren. Über einem dieser Ställe verbarg sich unter der Dachschräge ein kleiner, trockener Raum, über eine Art Hühnerleiter zu erreichen, der von einer kleinen Dachluke sein Licht bekam. Dort, zwei-einhalb Meter über dem Zementboden, war unser bevorzugtes Versteck; dieses Refugium – von dem die Erwachsenen wahrscheinlich wussten, aber von ihrem Wissen keinen bösen Gebrauch machten – wurde von uns mit Decken, alten Kissen und Krimskrams ausgestattet, nachdem wir Staub und Taubenmist herausgefegt hatten. Hier war nun das Theater für unser kindliches Getue und Palaver; hier bekam unsere Phantasie Nachschub durch das Lesen und Betrachten diverser verbotener Comics (die hießen damals noch „Heftli“), hier herrschte zwischen uns Friede, Eintracht und Zufriedenheit, als hätte dieser schlichte Raum aus groben Tannenholzbohlen und krummen Dachsparren die Macht besessen, unsere zuweilen sehr erhitzten Gemüter zu beruhigen. Irgendwann hatten wir die feine Idee, mit Hilfe von quer gespannten Wäscheleinen und darüber geworfenen Decken einen noch kleineren, noch intimeren Raum zu schaffen, ein Versteck im Versteck sozusagen, der uns vollends von der Welt absonderte und uns mit seinem Geborgenheitsangebot gegen Ende des Tages gerne schläfrig werden ließ. (Kinderpsychologen wollen in einem solchen Verhalten letzte Erinnerungsreste an den mütterlichen Uterus erkennen).

Durch das Herrichten dieses Versteckes, was uns noch keinen handwerklichen Aufwand abforderte, hatten wir die Erfahrung gemacht, dass wir mit Hilfe einfachster Mittel die Möglichkeit besaßen, um uns herum eine neue, nur uns gehörende, eine uns behagliche Welt zu schaffen. Vielleicht war dieses erste Versteck unsere Lehrlingswerkstatt, in der unser Können und Wissen ausgebildet und geschärft wurden.

Auf unseren Streifzügen durch Dorf und Umgebung fanden wir viele nützliche Verstecke, die wir in unsere kindlichen Phantasiewelten

einbeziehen konnten. Da gab es den Lagerraum einer aufgelassenen Stumpfenfabrik, in dem es noch derart nach Tabakblättern und Zigarrenkistchen roch, dass am Abend unsere Mütter die Pullover auslüften mussten und die Väter uns Zigarettenschmugglern drastisch an das allgemeine Rauchverbot erinnerten. War die Luft rein, huschten wir ab und zu in den nie abgeschlossenen ebenerdigen Keller eines Häuschens unweit des Schulhofes, wo wir von den eingelagerten Boskop klauten: wir waren wieder einmal auf der Flucht, und entlaufene Sklaven mussten sich doch auch ernähren, nicht wahr. Aber die Fairness gebot es uns, die Einmachgläser mit dem Kompott nicht anzurühren.

In der damals noch überschaubaren Welt unseres Dorfes gab es etwas Bemerkenswertes, was es heute so nicht mehr geben wird: jede Menge nicht abgeschlossene Türen. Der koksvermieftete Heizungskeller des Rathauses? Unser Folterkeller. Der alte und zugige Schuppen der Gemeindearbeiter? Kommandozentrale und zugleich unerschöpfliches Materiallager. Die verträumte Friedhofskapelle? Unser strategisch günstig gelegener Rückzugsraum, leicht gruselig an nebligen Tagen.

Oben auf dem Berg, im Trümmerfeld der Burg der Lützelhardter, kannten wir jedes Loch. Zwischen den verstürzten Quadern, unter Farn und Laub der Bäume stießen wir die gefangenen Verräter in unser sandsteinfeuchtes Verlies, aus dem es kein Entkommen gab. Auf der anderen Talseite gab es eine Hütte der Lahrer Försterei mit einem Keller, der oft nicht abgeschlossen war. Dort stank es mitunter derart nach abgehängtem Wild, dass es uns fast schlecht wurde; aber nach langen Streifzügen durch den Wald war dieser Keller bei Regenwetter ein willkommener Unterstand, in dem wir bibbernd auf das Erscheinen des Wilden Jägers mit der Hahnenfeder am Hut warteten. Weiter unten am Waldrand, nicht weit weg vom Ludwig-Auerbach-Brunnen, entdeckten wir ein von Tannen überschattetes Erdloch im Buntsandstein, das Platz für drei bis vier Jungens bot: unser geheimer Wolfsbau. Dort hockten wir dichtgedrängt und schwadronierten über erlebte oder eingebildete Abenteuer. Während wir Tannenzapfen über den Weg hinweg den Hang hinunterwarfen, gingen in der herbstlichen Nachmittagsdämmerung im Dorf die Lichter an. Es war ein Ort, wo wir auch schweigen konnten, beeindruckt vom Panorama, müde vom Herumstürzen im Wald. Kalt war uns nicht: der Berg hinter uns wärmte.

Wir kamen viel in den Häusern herum. Der Vater eines Spielkameraden besaß eine Schreinerei, wo viel Abfallholz herumlag. Eines Tages kamen wir nun auf die Idee, uns eine eigene Hütte zu bauen; und so entstand in einem Winkel zwischen Garten und Hofmauer in Windeseile ein modernes Stück Architektur, dessen Fotos ohne weiteres auf die Seiten eines Magazins für avantgardistisches Bauen hätten gelangen können: keine Wand war senkrecht, und die Wandflächen zeigten die unterschiedlichsten Formen der Geometrie; der ganze Bau war geprägt von Leichtigkeit und Transparenz, verdankt dem Genie und dem Leichtsinn der Erbauer. Die Holzlatten waren notdürftig zusammengenagelt, die meisten Nägel saßen krumm im Holz. Überspannt war die luftige Konstruktion von einer alten, löchrigen Wehrmachtzeltplane, gemopst aus Großvaters Schöpflin. Heftig bewegen durften wir uns im Inneren unseres Baues nicht, das hätte alles zum Einsturz gebracht; uns war nicht wohl, als die freilaufenden Hühner der Familie die Tragfähigkeit unseres Daches testeten. Da saßen wir nun in dieser wackeligen Behausung den halben Nachmittag, stolz auf unsere Leistung, von der gutherzigen Frau des Schreinermeisters versorgt mit Butterbrot, nachdem sie der ganzen Angelegenheit zunächst mit Misstrauen begegnet war. Wurde das Tageslicht schwächer, wurde eine Kerze angezündet. Was wollten wir mehr?

Den absoluten ‚Kick‘ fanden wir im Keller der Schreinerei. Während in einem vorderen Raum ein Fässchen den lieblichen Duft von gärendem Apfelmost verströmte, roch es aus einem hinteren Verschlag nach frisch gesägten und verleimten Tannenzugbrettern, vermischt mit dem schärferen Geruch von Beize: dort waren stets ein oder zwei frisch geschreinerte Särgel aufgebockt, die auf ihre Verwendung warteten. Mit leichtem Grausen und unter dummen Witzchen umrundeten wir diese ‚letzten Häuser‘ und strichen mit den Händen über die glattgehobelten und schwarz gebeizten Sargbretter. Dazu kam, dass sich in diesem hinteren Winkel des Kellers noch etwas von dem höllischen Schwefelgeruch gehalten hatte, mit dem der Schreinermeister erst vor ein paar Tagen das Mostfässchen ausgeschwefelt hatte. Jeder von uns wollte einmal in einen solchen schwarzen Kasten hineinklettern und den toten Mann spielen, während die anderen johlend den Sargdeckel aufsetzten und sich lässig oben drauf hockten. Das folgende Donnerwetter des Schreinermeisters war nicht so spaßig.

Unsere erfolgreichen Auftritte als Bauherren verschafften uns weiteren Mut und Selbstvertrauen. Ich kann mich erinnern, dass in der Folgezeit überall in unserem dörflichen Wirkungsbereich solche Hütten entstanden, wobei wir natürlich oft genug auf Widerstand und Unverständnis stießen. Manche Hüttchen waren derartig flüchtig und provisorisch aus zusammengelesenen Kartons, Apfelkisten und alten Kartoffelsäcken zusammengesteckt, dass sie kaum einen Tag überlebten: bei den Baumaterialien waren wir nicht wählerisch. Auch war die kurze Lebensdauer unserer Konstruktionen notgedrungen bedingt durch den schnellen Wechsel unserer Interessen und Vorlieben, dem Weiterziehen von einem Bauplatz zum nächsten, und ab und zu genügten Fußstritte von Böswilligen, dass die ganze Herrlichkeit ein schnelles Ende nahm. Andere Hütten waren scheinbar stabiler gefertigt, waren angelehnt an die Rückwände von Scheunen oder Garagen. Manche hatten Wellblechdächer, andere hielten sich durch dicke Balken aufrecht: Baumaterialien, die uns beim Umstürzen gefährlich hätten werden können. Aber die Gefahr kam für uns immer von außen: wir waren bereit, unsere Ritterburgen, Indianer-Forts und geheimen Tempel gegen jeden Feind zu verteidigen. Das Sahnestückchen unter diesen windschiefen, aber charmanten Konstruktionen war eine Plattform in der Astgabel eines alten Kirschbaumes in der Nachbarschaft, zusammengenagelt aus altem, zementverschmiertem Bauholz. Dieser Hochsitz war außerordentlich stabil und bequem; er war unser Krähenest, aus dem wir zum Horizont blicken konnten, während unter uns das Schiff durch die Wogen pflügte.

Aus heutiger Sicht ist es interessant zu beobachten, dass die Phase des Hüttenbauens abgelöst wurde durch eine Zeit, in der wir uns auf völlig anders ausgerichtete Bauten konzentrierten. Es brach eine Zeit an, in der sich unser Blick und unsere Neugier nach außen, in die Ferne richtete; das eben beschriebene ‚Krähenest‘ weist bereits darauf hin. Unsere Hütten und Verschlüge waren noch aus unserem natürlichen Bedürfnis entstanden, Geborgenheit zu finden, uns von der Erwachsenenwelt zu separieren, uns eine eigene kleine Welt mit eigenen Mitteln und Fähigkeiten zu schaffen. Wir hatten in unseren Unternehmungen Selbstvertrauen erworben und hatten gelernt, unsere Fähigkeiten richtig einzuschätzen und sie klug in gemeinschaftlichen Vorhaben einzusetzen. Wir waren stark, und wir waren bereit für ferne Abenteuer. Nun begannen wir mehr und mehr die weite Welt außerhalb unseres Dorfes zu entdecken; das Lesen kind-

gerecht aufbereiteter Abenteuerromane wird ganz wesentlich dazu beigetragen haben, dass auch wir auf den Weltmeeren herumsegeln wollten und begierig darauf waren, auf Kamelen die Wüsten Afrikas zu durchqueren.

So wurden in den Kinderzimmern, auf den Dachböden oder auf dem Pflaster der Hinterhöfe die futuristischsten Fahrzeuge zusammengebastelt: man sah riesige Speichenräder, aus einem Kuhstall ‚entliehen‘; oben war der Korb eines Kinderwagens als Pilotenkanzel angebracht, und fledermausartige Schwingen aus alten Vorhängen spannten sich von Wand zu Wand, alles getragen und gestützt von Küchenstühlen und Matratzen. Da wir immer und überall irgendwelche Räder oder ganze Radsätze fanden, wurden einige dieser Zeitmaschinen sogar fahrtüchtig: ich erinnere mich, wie ein klapperiger Bolide mit den Ausmaßen eines großen Sofas über den abschüssigen Klosterplatz schoss und an einer Sitzbank zerschellte. Ein anderes Mal schraubten wir Rädchen an einen Schlitten und scheiterten an einer Gartenmauer des ‚Russengässchens‘, da schon wieder der Seilzug der Steuerung versagt hatte. Keine Sorge: wir trugen meistens nicht einmal eine Schramme davon. Allen diesen Maschinen und Installationen merkte man sofort die technische Intelligenz ihrer Erbauer an; sie strahlten aber auch einen sanften poetischen Reiz aus, der nicht unbemerkt blieb: wir waren die aufgeweckten Zeitgenossen von Jean Tinguely und nahmen in unseren Installationen die Arbeiten eines Joseph Beuys vorweg. Wir wurden oft von der Muse geküsst, ohne dass wir es bemerkten: wir schufen wunderbare Kulissen für unser geliebtes Kasperletheater, in dessen Stücken es meist handfest zuging, während wir in unseren diversen spontanen Theaterstückchen einen Hang zum Absurden zeigten: auch darin waren wir ein Teil der Avantgarde.

Ein gewaltiges Bauwerk (um diesen Begriff noch einmal zu bemühen) wird mir immer im Gedächtnis bleiben: im sehr geräumigen Kinderzimmer über den Amtsräumen des Bürgermeisters hatten wir eines Nachmittags begonnen, das gewaltige U-Boot von Kapitän Nemo nachzubauen. Es sollte uns in die Tiefen der Weltmeere hinab tragen, zu mörderischen Seeschlangen und Riesenkraken.

Dieses gewaltige Unterwasserschiff besaß dicht unter der Zimmerdecke eine Kommandobrücke (die eine Hälfte einer Tischtennisplatte), zu den Fenstern hin eine vordere Kanzel mit Panzerglasschutten (das Gitterbettchen des Jüngsten) und eine in den Flur ragende

beeindruckende Heckflosse (die zweite Hälfte der Tischtennisplatte). Auf zwei Etagen konnten Passagiere einquartiert werden; der Kapitän hatte seine eigene Kabine. Das Baumaterial zu diesem phantastischen Monstrum fanden wir in der ganzen Wohnung: Stühle, Sessel, Bügelbrett, Küchentisch, Wolldecken und Besenstiele; ein Hutständer diente als Mast.

Hätten wir damals nur etwas von der Demut der mittelalterlichen Baumeister gewusst: unsere Konstruktion war zu gewagt. Der Hochmut hatte uns gepackt; wir hatten jedes Maß verloren. Als es schließlich Streit gab, wer wohl am ehesten das Recht hätte, als Kapitän dieses Schiff durch die Meere zu steuern, krachte dieses ganze Konstruktion mit einem derartigen Lärm unter unserem Geraufe zusammen, dass der Herr Bürgermeister in Person unter der Tür erschien und sehr schnell aus wagemutigen Kapitänen kleinlaute Leichtmatrosen mit roten Ohren werden ließ, denen nichts anderes übrig blieb, als die Trümmer ihrer Sehnsüchte wegzuräumen.